

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 199 (1920)

Artikel: Der Kadett : Novelle
Autor: Ilg, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-377094>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

mühungen es gelang, das Klosterlein über die schweren Zeiten hinweg zu bringen. Als weiterer Helfer in der Not erschien schon 1771 ein Priester Josef Helg, der die Klöster Libingen und Berg Sion gegründet hatte und sich anerbott Wonenstein 1000 fl. auszubehalten, wenn sich die Frauen verpflichten würden, die von ihm eingeführte „ewige Anbetung“ auch in ihrem Klosterlein anzunehmen und sich völlig unter seine Direktion zu begeben. „Ich widerrate dem Heren Helg das Kloster zu überlassen, also, daß er nach Belieben schalten und walten kann, denn er ist durchtrieben und waget viel“ schrieb der st. gallische Offizial Jso Walser, der sonst Helg sehr gewogen war. Der Vertrag wurde trotzdem doch auf 13 Jahre abgeschlossen, aber bald ergaben sich allerlei Schwierigkeiten, denn Helg wollte Schwestern von Wonenstein nach seinem Gutdünken in andere Klöster versetzen und fremde beiziehen, war viel abwesend und entsetzte, ohne den Convent anzufragen, aus eigener Machtvollkommenheit die Frau Mutter Clara Gall ihres Amtes. Die Regierung von Appenzell erhob nun aber gegen dieses Gebaren Protest und diesmal waren die Frauen über das Eingreifen der Landesobrigkeit „wohl getröstet“, denn Helg mußte das Feld räumen. Nun nahm der von St. Gallen gesetzte Beichtiger Pater Ulrich Berchtold und nach ihm Pater Hieronymus König die Leitung wieder in die Hand und unter kluger Führung erholte sich das Klosterlein bald wieder. Eine reiche Einnahmequelle erwuchs ihm namentlich aus der Apotheke, der in der Schwester Aloisia Kuhn und einer reichen Wittwe Magdalena Knösel, welche Medizin studiert und sich dann nach Wonenstein zurückgezogen hatte, einsichtsvolle „Doctorinen“ vorstanden. Daneben flossen auch wieder schöne Vergabungen, so daß das Kirchlein mit Stukkaturen verziert, eine neue Orgel erstellt, Monstranz, Kelche und verschiedene Kirchenzierden angeschafft werden konnten.

Die Revolutionsjahre zogen im abgelegenen Klosterlein keine gar tiefen Furchen. Vor Einquartierung französischer Truppen blieben die Frauen

zwar nicht verschont und die Behörden des neuen Kantons Säntis ließen Inventar und Güterschätzung aufnehmen, welche an Passiven 948 Fr., an Aktiven aber 52908 Fr. ergab und verboten bis 1807 die Novizenaufnahme. So schmolz der Convent auf 10 Schwestern zusammen. Aber Geld und Gut blieb unangetastet.

Die 1817 wieder eingetretene Teuerung gab den Klosterfrauen, die so glücklich sich in die neue Zeit hinübergerettet hatten, Gelegenheit, Mildtätigkeit zu üben. Viele Kranke und Hungernde wurden an der Klosterpforte unterstützt, oft bis 120 an einem einzigen Tag „so gut man konnte mit Suppen, Gemüse und Brod“.

Unter der im Ruhe der Heiligkeit verstorbenen Frau Mutter Bernharda Ledergerber nahm das Klosterlein einen solchen Aufschwung, daß es sich 1844 an der Neugründung von Mariahilf auf dem Gubel und an der Stiftung eines Klosters in der Au bei Steinen, mitbeteiligen konnte. Das Hauptwerk dieser Zeit unter der energischen Oberin Johanna Baptista Senn, war aber wohl die Ueberrahme des von einer Rosa Bättig mit ungenügenden Geldmitteln gegründeten Klosterleins zum Leiden Christi bei Gonten, das bis in die jüngste Zeit eine Filiale von Wonenstein geblieben ist und von da aus mit großen Geldzuschüssen mehrmals umgebaut und vergrößert worden ist.

Auch in Wonenstein selbst stellten die Jahre 1891—1901 große Anforderungen an die Finanzen des Klosters. Diverse Umbauten im Kreuzgang, der Bau eines neuen Flügels, die Entwässerung, die Reparaturen im Refektorium, in Küche und Dekonomiegebäuden, namentlich aber die gründliche Renovation der Kirche verschlangen ansehnliche Summen.

In stiller Abgeschlossenheit aber fristen die Frauen auch heute noch ihr Gott und den leidenden Kindlein geweihtes Leben und preisen in ihrem anmutigen Kirchlein Tag und Nacht in ununterbrochenem Gebet denjenigen, der sie durch alle Fährlichkeiten der Zeiten bis heute mit ersichtlichem Schutz geleitet hat.

Dr. A. H.

Der Kadett.

Novelle von Paul Jlg.

Feindselig näherte sich Oskar Imhof seinen Kameraden, die auf den Spielplätzen, in den Korridoren des Gymnasiums und der städtischen Realschule der Aufnahmeprüfung entgegenstehen. Er besaß nicht mehr die geringste Kraft der Ablenkung, sondern blickte fast entsetzt auf jene glücklichen Unbekümmerten, welche sich auch diese stockende Stunde des Wartens mit Spiel und Kämmelei vertrieben. Wenn ihn einer neckte: „Gelt, du riechst schon Bech und Schwefel!“ sah er ihn wie einen bösen Geist an, und seine Übelkeit wuchs. An den erregten Gesprächen der Knaben nahm er nicht teil. Fast alle stimmten darin überein, es werde auch heuer wieder riesig parteiisch zugehen; die Lehrer seien von ihren Kollegen der Primarschule aufgehetzt und gegen die mißliebigen Schüler einge-

nommen. Am meisten schimpften natürlich jene, die vor sich selbst schlecht bestanden mit Fleiß und Talenten. „Von hunderten werden höchstens sechzig genommen; die andern müssen durchfallen!“ lautete eine beliebte Legende. Selbst die Tüchtigsten ergriff bei dem Gerede ein Zweifel, ob ihr ehrliches Wissen auch hinreiche zum Bestehen der Prüfung, oder ob noch andere geheime Umstände mitwirkten. Die meisten waren zu Vergleichen geneigt. „Wenn der und der besteht, so bestehe ich auch oder —“ hier waren dann die Empfindungen verschieden, entweder rachsüchtig, zaghaft oder neidisch. Die Demütigen hielten es mit dem Drakel, und wenn es das erstemal nicht günstig entschied, erprobte man es eben auf eine andere Weise. Einer durchmaß mit großen Schritten die Flurlänge und sann: „Brauch

ich dazu mehr als fünfzig Schritte, so plumps ich durch.“ Inzuehem überschlug man seine Kenntnisse, wobei es sich die redlichen Naturen freimülig eingestanden, worin ihre Schwäche fuße, und nur den Wunsch hegten, in den betreffenden Fächern doch ja nicht zu viel befragt zu werden, während die andern frech auf ihr schlechtes Gewissen einsprachen, es sei ja alles in Ordnung, und es müßte schon sehr merkwürdig zugehen, wenn der Schuß hinten hinausführe. Im Flur der Realabteilung war es schon zu Tätlichkeiten gekommen. Der Sohn des Bankiers Dierauer hatte sich in dem Augenblick, als er herausfordernd an seinem schlimmsten Feind vorüberging, im Diskant zu seinem Begleiter geäußert: „So, was glaubst du, ich werde bombensicher aufgenommen.“ Darauf drehte sich Fritz Schlatter, der seiner Sache bedenklich unsicher war, nach dem Prahler um und höhnte: „Versteht sich ja! Dein Alter wird's, denk ich, dem Rektor in Münzklar gemacht haben, gelt? Der Schimpf saß; die Burschen gerieten aneinander, und der Beleidigte trug zu allem noch ein blaues Auge davon. Dann entwich der Faustheld und erschien überhaupt nicht bei der Prüfung. „Schlosser, wie mein Alter, kann ich immer noch werden“, beschwichtigte er sich im Davongehen.

Ja, die Gemüter, das war eine Woge der Erregung! Wie anders nahm sich das selbe Völklein aus, als nach beendigter Prüfung die Ungewißheit gehoben war. Die Erregung, der Sturm schien nicht minder mächtig; nur die Gefühle hatten sich so ganz verändert. Freudig und hell schlug es an die jungen Kehlen. Einige wenige, denn es schlecht ergangen war, schlichen sich bedrückt hinweg, oder sie suchten — o vergebliches Bemühen! — bei einem der Glücklichen Teilnahme für ihr Mißgeschick. Wo doch zwei Stunden vorher noch ein jeder begierig die Klagen und Bedenken der andern hinnahm und für jedes ermutigende Wort in dankbare Gefühle ausbrach, empfand jetzt keiner der dem Verhängnis glücklich Entkommenen eine Regung des Bedauerns: keiner wußte ein Wort des Trostes für die verunglückten Kandidaten. Im Gegenteil: jeder fand es ganz selbstverständlich, daß er bestanden hatte, und so kehrten fast alle abweisende Mienen offener Verachtung heraus, ungefähr so: „Hättet ihr besser aufgepaßt, ihr Faulenzer!“

Freilich ja, das Glück macht roh.

Aber einer ging seinen Weg, der jubelte nicht, obwohl auch er Grund genug dazu hatte. Das war Oskar Imhof.

„Ich prophezeie dir, du wirst durchfallen, und das wäre vielleicht das Beste für dich“, hatte ihm sein alter Lehrer der Primarschule beim Abschied gesagt. Und noch viel mehr, wobei er Oskars Hände gewaltsam festhielt. „Du bist halt doch der einzige aus der ganzen Klasse, der mir auch künftig noch zu denken gibt. Der klügste, boshafteste und trügste Schüler bist du. Schau, dein Herz will sich nicht regieren lassen, und doch muß es sein. Du hast mir einmal zugehört — weißt du noch — als ich den Weißdornhag stuzte in meinem Garten, und dich verwundert darüber, wie man das üppige, wildausbrechende Zweigwerk so mißhandeln könne. Und dann im Sommer, als der Hag so adrett und eben aussah, weich wie ein grüner

Rasen... gelt da, was meinst du Burschen? Akkurat so muß man es anfangen mit den wilden Herzen: das Überschüssige, das Vielzuviele abschneiden, aufräumen mit den Tollheiten! Ein Obenhinaus bist du, der meint, alles müsse nach seinem Kopfe gehn. Immer mit dem Dickhädel voran, kofst es was es wolle, und wenn es das Leben der Mutter wäre. Gelt, ich weiß. Aber so kommst du nicht durch, das sag' ich dir. Alle bedeutenden Männer sind es stufenweise geworden, viele erst auf beschwerlichen Umwegen, aber immer weil sie das Nächste, das, was dir jetzt als zu gering erscheint, ordentlich kennen lernten; deshalb sind sie drüber hinausgewachsen. Es hat ja gar keine solche Eile mit deiner Herrlichkeit! Bewahre du eitler Bursch', wer denkt denn außer dir an deine künftige Größe? Deine Mutter gewiß nicht; die wüßte nicht, wie sie Gott danken sollte, wenn recht bald ein tüchtiger Professionist aus dir würde. Ja, jetzt knurrst du; es paßt dir natürlich nicht in deinen phantastischen Kram, gelt? Aber an das hast du noch nie gedacht, he, wie du deine Mutter, die unermüdliche — sie müht und schafft sich deinetwegen um ihre Gesundheit — hast du je gedacht, wie du ihre Sorge mindern, ihre Kräfte schonen könntest? Nein? Das ist ja schrecklich! Und auch daran ist nur deine Eitelkeit schuld. Aber gib du wohl acht; es ist Einer, der sieht auch in die Herzen der Undankbaren. Und wenn du von deinem alten Lehrer noch einen Rat hören willst, so geh jetzt und überleg es dir wohl, wie du der Mutter am schnellsten ein Helfer wirst, statt ihr noch länger am Marke zu zehren!“

Diese Mahnungen, denen er sich erst hartnäckig verschlossen hatte, wetterleuchteten jetzt bedrohlich in die Freude über die wohlbestandene Prüfung hinein. Eine Weile schloß sich Oskar den ausgelassenen Gefährten an; er wollte um keinen Preis genauer über die zweifelhafte Errungenschaft nachdenken, sondern fröhlich sein mit den Fröhlichen. Den Stolz darüber, daß er seinen Kopf durchgesetzt hatte, konnte er nicht verleugnen: „Auch ich bin Realschüler, — trotz meiner Armut!“

Ohne Scheu ging er jetzt neben den selbstsicheren Bürgerhöhnern her, die sich schon durch ihre bessere Kleidung von ihm unterschieden. Die meisten trugen neue frühlingfarbene Sportanzüge mit Wadenstrümpfen, während Oskar noch in den alten Hosen steckte, die überdies nicht Fisch noch Vogel, weder kurz noch lang genug waren und besonders nicht zum Reiten paßten. Unten blau, oben braun... wie das aussah! Er durfte beileibe keine Vergleiche wagen. Aber ach! Das eben war seine größte Schwäche: die eigene Herkunft zu verleugnen, sich stets und überall mit den Bessergestellten zu messen, diesen hunde-demütig nachzulaufen, obwohl er oft genug von ihnen verhöhnt und getreten wurde.

Auch heute mußte Oskar Imhof solche Gefolgschaft hinter büßen. Die Knaben prahlten laut mit den Belohnungen, die ihnen für die bestandene Prüfung verheißen waren. Der bekam ein Fahrrad, jener eine Violine; ein dritter schwelgte gar im Vorgenuß einer Frühlingstour, auf die ihn der Vater mitnehmen wollte.

Oskar lauschte zwischen Neid und Begierde. Die eben noch freudvoll gespannten Flügel seiner verlangenden Seele klappten jämmerlich zusammen. Womit konnte er vor diesen Glückskindern bestehen? Er mußte wohl sehr froh sein, wenn ihm die Mutter zur Feier des Tages eine Extrawurst vorsezte. Nicht mal eine dreiste Erfindung wollte ihm heute gedeihen. Schweigen mußte er, staunen und dulden. Noch nie zuvor hatte er die Härte seines Voses so schmerzhaft empfunden.

„Und du, Imhof? meldest du dich auch beim Kadettenkorps?“ fragte ihn plötzlich der Nebenmann. Das war wie ein verabredeter Überfall, ein tückischer Schlag ins Genick. Oskar wurde brand-schwarz vor den Augen von dem jähen Auf- und ab des Blutes; kaum sah er noch den Grund, worauf er trat. Hätten sie ihn bei einem Diebstahl ertappt, er wäre nicht grimmiger erschrocken. Sein geheimstes, furchtsamstes Hoffen, das er sich selbst zu verbergen strebte, war da auf einmal roh ans Tageslicht gezerrt, hämischen, lauernden Blicken preisgegeben.

„Ich weiß noch nicht . . . vielleicht, wenn's der Doktor erlaubt . . . wegen der Brust“, log er, der gesund und kräftig aussah, mit verzweifltem Ungeschick. Niemand glaubte ihm; es entstand eine peinliche Stille der Verlegenheit, während welcher der eine und andere den ärmlichen Gesellen mit scheuen Blicken musterte. Im Nu waren sie bis an die Zähne mit Abneigung gewappnet gegen den zudringlichen Störenfried, der ihnen stets Zweifel einflößte und Unbehagen schuf.

„Es wird wohl anderswo fehlen!“ höhnten diese Blöcke.

Oskar trat vernichtet beiseite, gab vor, seine Schuhe zu binden, und schlug dann, krank vor Kummer, eine andere Richtung ein. Gott, wie war er froh, als er endlich allein auf der Bahnhofüberführung stand und über die breite Brüstung hinabsahen, hinabhorchen konnte auf das Hin und Her des Manövrierdienstes. Der tosende Lärm betäubte die zuckenden

Nerven. Und wenn eine fauchende Lokomotive unter ihm wegsauzte, trat er in die wirbelnde Rauchwolke und sog den heißen Dampf ein. Die schrillen Signale, die singenden Kommandos der Schaffner, das Rollen, Boltern und Knattern der Wagen war ihm jetzt die lieblichste Musik. Wie wohligh betäubend das auf ihn eindrang! „Vielleicht stoßen zwei Züge zusammen . . . gleich jetzt, mir wär's schon recht“, fiel

ihm noch ein. Immer ängstlicher, begehrlischer suchten seine Augen eine Gefahr; aber nichts, nichts — .

„Wird denn nichts geschehen?“ Oskar tat hastig einige Schritte, und dann — ja dann quoll es in ihm ungestüm erschütternd auf. Er konnte wieder weinen, alle seine aufgespeicherte Not und Sehnsucht in Tränen fließen lassen. Den Kopf über die Brüstung geneigt, die Hände wie Scheuklappen vorgelegt, so erleichterte er das bedrängte Herz. Und er tauchte bis auf den Grund der Seele nach den einstigen schönen Empfindungen der Liebe zu ihr, die ihm das Leben gegeben hatte. Da stieß er dann wirklich auf zarte, unvergängliche Gefühle, die er zusammenraffte zu einer opferwilligen Liebe. Ja, wahr! Wie lange hatte er nicht mehr daran gedacht, womit er sie erfreuen, wie ihre zermürbten Hände schonen könnte! Jetzt mußte das anders werden; alles wollte er verachten, woran er

bisher geglaubt, was seine Phantasie erregt, womit er seine Zeit verträdelte hatte: Den Lederstrumpf und Robinson, die Jagd auf Fische und Schmetterlinge, sowie den verbotenen Vogelfang. Vor allem diesen. Darin hatte er sich wie keiner ausgekannt. Im Spätherbst zimmerte man die Vogelschläge. Die wurden dann sorgfältig tannenbraun angestrichen und, sobald der Winter die ersten Flocken schickte, in Tücher eingewickelt, heimlich hinausgetragen in den jungen Tannenwald, wo das Meisen-vöcklein hauste — in bitteren Nahrungsjorgen! — wie sich Oskar beständig vorhielt, um sein Tun vor sich zu rechtfertigen. Und alle Tage, aber auch jeden Abend



nach Schluß endlich man hinaus, um nachzusehen, ob vielleicht eine der Fallen gefiederte Beute beherberge, in welchem Falle man den Schlag wieder behutsam „einlumpfte“ und auf Diebswegen nach Hause trug. Da war alles bereits auf den Empfang des verschüchterten Sängers vorbereitet. Der Fenster- raum ausgestaffiert mit Moos und Tannenreisig, und wenn man die Nase hineinsteckte, roch es richtig wie in einem Walde. Die emsigen Schwarzköpfechen wiesen sich bald munter bei der guten Kost — Nuf- kerne und Mehlwürmer —; aber den vornehmeren Blau- und Spiegelmeisen schien die beste Pflege die verlorene Freiheit nicht ersetzen zu können. Die armen Dinger so traurig herumstehen und ängstlich flattern zu sehen, tat besonders der Mutter weh, die den Gefangenen oft heimlich zur Flucht verhalf oder mit einer Anzeige beim Lehrer drohte, wenn die Tierchen in ihren Käfigen elend hinstarben. Harte Kämpfe hatte das zuweilen abgeseht, wobei sich Oskar jedoch stets als der Stärkere erwies.

„Kannst du mir ein Velo kaufen? Darf ich Violin- oder Klavierstunden nehmen wie die andern Buben? Gelt, nicht? Also will ich weiter Fische, Vögel und Schmetterlinge fangen. Das kostet nichts und macht auch Spaß!“ pflegte er trotzig zu erwidern, wenn sie ihm etwas verbieten wollte. Dann konnte sie nichts mehr ausrichten, nur noch die Hände ringen. Und so schnitt er den Fröschen kaltblütig die Schenkel ab, spießte er Schmetterlinge auf, fing er Vögel und Fische, als hätte er sich an seinem Schöpfer rächen wollen.

Allein damit war er nun fertig . . . All das durfte ihn fortan nicht mehr beschäftigen. Es gab ja so viel Besseres, Nützlicheres zu tun. Vor allem hieß es jetzt wacker studieren, damit er schon nach zwei Jahren mit guten Zeugnissen in ein Handelshaus eintreten konnte. Nun fand er auch plötzlich die Kraft, seinem höchsten Wunsch, woran ihm bisher Wunder was gelegen war, herzlich zu entsagen: er wollte sich nicht als Kadett melden. Das kostete die Mutter viel zu viel Kummer und Arbeit. Lieber mochte er ihr noch alles besorgen helfen, damit sie sich schönere Kleider kaufte. Ach ja, sie war immer so ärmlich gekleidet; beständig hatte er die allzu kurzen Ärmel ihrer Sonntagsjacke vor Augen, die mageren Arme, den gebeugten Rücken . . . fort mit diesen häßlichen Gespen- stern! Er mußte sich ein Bild der Mutter vergegen- wärtigen, welches aus ihren zwanziger Jahren stammte. Das hatte er stets so sehr geliebt, und stolz war er darauf; denn es zeigte sie ihm als schöne, kräftige Jungfrau, rundwangig und fein angetan. Wie schon oft war er auch jetzt wieder erfüllt von einer lebhaften Sehnsucht nach dem blühenden Wesen jenes Bildes, das ihm doch, wie er wußte, auf ewig entrückt war. Ihm, dem begehrliehen Sohn, hatte sie ja Jugend und Schönheit geopfert. O schmerz- liches Wehen und Verstehen! War noch einer in dieser großen Stadt, der mit zwölf Jahren so schwere Ge- danken wälzen mußte? Wie ausgestoßen aus dem Paradies der Kindheit kam er sich vor.

Zaudernd verließ der Grübler seinen Platz auf der Brücke. Aber nach Hause ging er doch nicht. Noch mußte er sich vieles überlegen. Scheu, verwundert

musterte er die Nachbarschaft. Mitten auf der Straße plußterten sich einige Spazier. Sonst hatte er immer mit Steinen nach solchen Frechlingen geworfen. Nun fand er sie niedlich, aller Schonung wert. Und dort die herrlichen Tulpenbeete in jenem Herrschafts- garten! Wie wunderbar die grellroten und orange- gelben Blumen sich abhoben von der grünen Samt- fläche des Rasenrundteils. Der Himmel so klar und blau mit den wolligen, lichtweißen Frühlingswolken. So selten schön, neu war alles, als hätte er den Lenz nie geschaut. Nein, der Ärmste war er noch lange nicht. Befak er doch seine fünf aufgeweckten Sinne, gesunde Glieder und eine treue Menschenseele, die für ihn durchs Feuer ging!

Gedankenvoll — mehr aus Gewohnheit als vor- sätzlich — schlenderte Oskar über den Börseplatz auf ein großes Schaufenster zu, darüber in goldenen Buch- staben geschrieben stand: Marchand tailleur. Als der lang nach innen gerichtete Blick dann auf die aus- gestellten Kadettenuniformen fiel, wurde dem Knaben eine Weile ganz schwach in den Kniekehlen, so daß er sich kaum aufrecht zu halten vermochte. Aber nicht lange — dann verblaßte der letzte Schimmer von Demut. Trotz und Begierde . . . eine heftige Strö- mung riß alles mit sich fort, was nicht niet- und nagelfest war.

Er würde sich doch melden beim Kadettenkorps! Flammend ging es ihm ein. Die Ursprünglichkeit dieses Willens verdrängte alle guten Regungen. In wenigen Minuten steckte Oskar schon wieder in der schlimmsten Gefühlserohheit. Von der Mutter war ihm nur noch die so oft erprobte Opferwilligkeit gegen- wärtig. Er brauchte ja nur zu wollen. Warum denn nicht? Es würde gewiß gehen. Die Mutter durfte des Abends bloß ein wenig länger arbeiten. Dafür wollte er sich auch bescheiden mit einer ganz billigen Uniform. Ja, das wollte er, und fast gar kein Taschengeld verlangen. Aber zu den Kadetten! Es war einfach Ehrensache. Nur die Uniform . . . alles andere, das Gewehr, die Patronentasche, die Munition, das kriegte man ja umsonst. Und die Donnerstage zur Sommerszeit marschierte dann das ganze Bataillon mit Trommelklang durch die Stadt nach dem Exer- zierplatz, und an allen Fenstern staunten die Leute, wie das klappte, blitzte und funkelte! Ein Jahr nur — und wenn er sich gut hielt, konnte er schon die Kor- poralschnüre haben. So mußte es kommen, allen zum Trotz und Verdruß.

In hellem Aufruhr, ohne mehr auf die Umgebung zu achten, ohne befreienden Blick auf das Himmels- blau und den keimenden Stadtfrühling trat er den Heimweg an.

Von den vielen, die in der großen Mietskaserne aus- und eingingen, kannten und achteten wohl alle die im obersten Stock wohnhafte Frau Imhof. Und diese Achtung stützte sich nicht nur auf den gemeinen Befund: man kann ihr nichts nachsagen! — wenn gleich selbst die ältesten Hausbewohner von ihrem Leben wenig mehr wußten, als daß sie sich vor Jahren mit einem Kinde einfand und seither stets zurückge- zogen, ungewöhnlich arbeitsam lebte. Sie sprach mit niemandem über ihre Vergangenheit, und von den

Frauen, die zeitweilig ihre kleine, zweiräumige Behausung betraten, wagten es auch die neugierigsten nie, sie auszuforschen. Sie fanden der stillen Bewunderung kein Ende, wenn ihnen die wahrhaft gottergebene Weise der Hausgenossin oder deren liebevolle, opferfreudige Mütterlichkeit zum Bewußtsein kam. So geschah es, daß das freundliche Arbeitsstübchen der Frau Imhof — nicht etwa zu einem Sprechsaal für die Hauschronik, sondern zu einem trauten Wallfahrtsort wurde im Freud- und Leidfalle. Seit dem großen Unglück ihres Lebens kannte sie nur noch eine Lebenserfüllung. In ihres Sohnes munterem Glück lag das ihrige. Man konnte sie nicht überzeugen, daß ihre Willfährigkeit eine Gefahr für die seelische Entwicklung des Knaben und eine frühzeitige Aufzreibung ihrer Kräfte zur Folge haben mußte. Sie ließ dem Jungen sein ungestümes Begehren und tat, was sie vermochte.

Eben hatte sie sich im stillen wieder vorge-rechnet, welch herbe Zeit sie vor sich habe, bis Oskar aus der Realschule kam. Dabei wußte sie ja noch gar nicht, wie die Prüfung abgelaufen war. Als sie ihn ein Liebling die Treppe heraufkommen hörte, ging ihr vor Wangigkeit beinahe der Atem aus.

„Ich bin aufgenommen! rief er, in das mit allerlei christlichen Bildern verzierte Stübchen tretend. Sowie er in das besorgte mütterliche Auge geblickt hatte, wurde er wieder schwankend in sein hartes Entschluß. Sie hatte jedoch aus seinem fliehenden Blick und dem seltsam bebenden Klang seiner Stimme eine versteckte Trauer gelesen.

„Ist sonst nichts dabei?“ forschte sie teilnehmend und schlug den Arm um seinen Nacken.

„Nein, nichts!“ machte er eigentümlich gedehnt und kühl „als daß... Dings... hm“. Er schlich ans Fenster und trommelte sehr erregt.

„Was denn?“

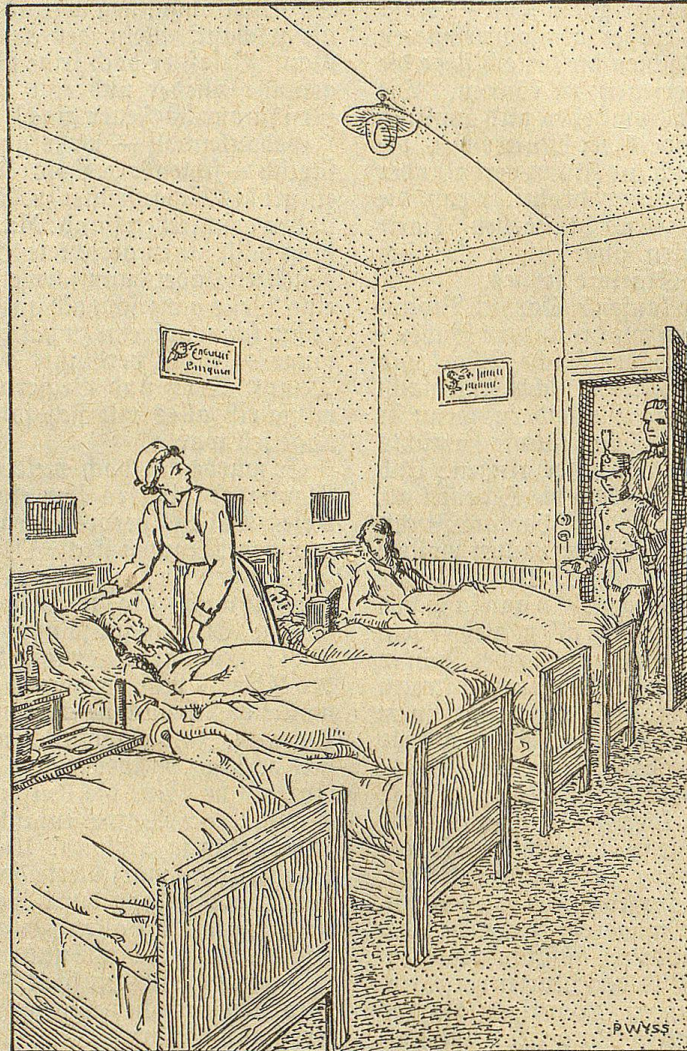
„Wer beim Kadettenkorps eintreten will, muß sich in acht Tagen melden“.

„Ja so? Betroffen nahm sie ihre Arbeit wieder auf. Eine Weile war es dann ganz still, atemstill im Zimmer. Das Pfeifen der Schere, das Rauschen des Stoffes und das Trommeln am Fenster hatten aufgehört. Dann erhob sie sich, schlich leise auf ihn zu und zog ihm die Hand von den Augen. Doch ehe sie ein Wort sagen konnte, war er schon nebenan in seiner Kammer, die Tür riegelnd. Sie drauf zu.

„Oskar, hörst du? Wieviel kostet die Uniform; sag einmal wieviel, sag's nur.“ Sie mußte lange warten.

„Fünzig!“ kam es endlich mühsam heraus, und sie merkte wohl, wie er das Schluchzen in den Ritzen erstikte.

„Nicht mehr?“ heuchelte sie gutherzig; das ist ja nicht alle Welt, behüte. Ja, dann... weißt du was? Wenn ich jetzt jede Nacht zwei Stunden länger schaffe die vier Wochen, was meinst du, so bringen wir's gewiß zusammen. Was gilt's, du wirst ein feiner Kadett.“ Aber Oskar schluchzte noch lange fort; denn er fühlte das grausame Unrecht in seinem Verlangen und war nicht stark genug, sich davon loszusagen. Das einzige, wozu er sich aufschwang, bestand in dem Vorsatz, der Mutter ernsthaft zu helfen. Weiberarbeit tun, mit Nadel und Schere hantieren — das war wohl auch eine Demütigung, aber nicht so groß wie der Verzicht auf die



Uniform. Gottlob, nun brauchte er sich vor den Kameraden nicht mehr zu schämen.

*

Schon nach einigen Wochen hatte er wirklich was er wollte. Es war ein Fest, ein wahrer Triumph, als ihm das bunte Kleid endlich am Leibe hing. Der himmelblaue Rock mit schwarzem Samttragen und den goldigglänzenden Knöpfen auf beiden Brustseiten, die glatten blaugrauen Hosen und das ovale Käppi mit Pompon und Schießabzeichen. Welch prächtiger Staat! Des Abends holte er sich den Rock aus dem Schrank, betrachtete sich im Spiegel oder putzte die

Knöpfe und freute sich unbändig über die hinteren Taschen, die zur Aufbewahrung von Proviant oder verbotenen Dingen — Rauchmaterial — dienten. Den Tag des ersten Ausmarsches beschwor er mit der heftigsten Sehnsucht heran, so bezaubert war er von seiner Kadettenschaft. Deshalb fiel es ihm auch gar nicht auf, wie sich die Mutter in diesen Wochen der unmöglichsten Anstrengungen verändert hatte. Was wußte er denn von ihrem Nüchternsein, er, der um zehne schon in die Federn kroch und vor Behagen lüchelte, während sie es oft bis in den frühen Morgen hinein aushielt unter Seufzen und Stöhnen und sich schier keine Stunde Ruhe mehr gönnte!

Nun blickte sie mit müden Augen auf sein tolles Treiben und freute sich, was die überreizten Nerven an Freude noch zuließen.

„Was glaubst du?“ sagte er; „vielleicht wird auch noch ein Oberst aus mir wie unser Instruktor? So einer verdient so viel, daß er zwei Herde und eine ganze Familie erhalten kann.“

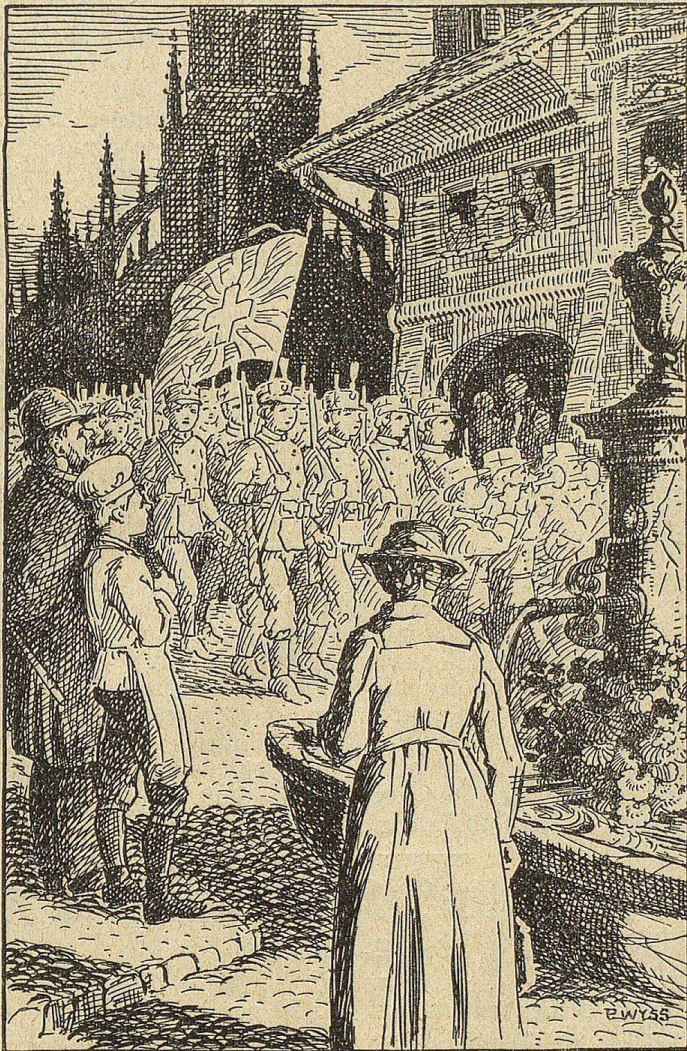
Schau, schau, sie lächelte noch... noch einmal auf lange Zeit zum letzten Mal. Und viel Trauer mischte sich in ihr Lächeln. Das merkte der Junge. Erst war er darob höchlich erstaunt; dann wandte er den Kopf scheu, angstvoll, schuldbewußt nach ihr hin. Und wie kam es nur? beide weinten sie Hals an Hals.

„Wir sind halt doch ein armes Völklein, wir zwei, gelt Oskar!“ sagte sie mit gebrochener Stimme. Da geschah ein Riß in seinem Herzen. Von dieser Stunde an trug er die Uniform nur noch, wenn er durchaus mußte.

Aber zwei Tage darauf fuhren sie Frau Imhof in einer Droschke hinaus nach dem Kantonshospital. Hochgradiges Nervenfieber! lautet die Diagnose.

Der bestürzte Sohn blieb in der Obhut einer guten Familie zurück. Man hatte ihn vorsichtig entfernt, als der Arzt den Transport anordnete, und ihm hernach bedeutet, die Mutter würde in wenigen Tagen wieder gesund und munter ankommen. Da war er

namenlos erschrocken, und so verwirrt, daß er lange kein Wort sprechen konnte. Im Halse ein erstickendes Gefühl, im Gehirn eine dumpfe Leere, im Herzen eine unerklärliche Raftlosigkeit. Man kannte ihn nicht mehr. Als ihn sein Kamerad Alfred einst beim Schulgang harmlos fragte: „Kennst du den Kantus ‚Auf Kanoniere‘?“ hatte Oskar ganz unmotiviert zu heulen angefangen und war nicht zur Schule gekommen.



Die Abende saß er wortlos am fremden Tisch und las eine illustrierte Schauer-ergeschichte. Die hieß: „Zehn Jahre unter der Erde“, und fast auf jeder Seite kam entweder ein Mord, ein Diebstahl oder sonst ein Greuel vor. Zeitweise sah er verloren im Zimmer umher. Niemals hatte er sich so verlassen und verstoßen gefühlt. Und im Bette zitterte er vor Furcht. Dann kam aber eine Nacht, da überwältigten ihn das böse Gewissen, die Schreckgesichte vollends, so daß er im Hemde treppab lief und aus Leibeskräften schrie: „Laßt mich hinaus; ich will zur Mutter. Sie stirbt und ich bin schuld daran!“ Die ganze Kaserne geriet in Aufregung. Nur mit Mühe konnten sie ihn beruhigen; auch mußte man ihm einen Bettgenossen geben, sonst hätte er kein Auge mehr zumachen können.

O, welch ein pressendes Heimweh sammelte sich in der gequälten Brust. Schon fünf

Wochen hatte er nun seine Mutter nicht mehr gesehen. Er wußte natürlich nicht, daß sie meist besinnungslos war und ihn, Aug in Aug, gar nicht erkannt hätte. Dann und wann kam freilich ein tröstender Gruß, den eine Wärterin überbrachte. Aber fünf Wochen! Sie zwei, die zuvor kaum einen Tag getrennt waren. Wie schwer lag ihm das im Gemüt. Ganz bleich und krank sah er aus; man fürchtete, es könnte auch ihn ernstlich packen.

Eines Morgens jedoch hatte sich der freundliche Spitalarzt nach Oskar Imhof erkundigt und den Erschrockenen lustig gefragt: „Ja wie steht's? Ich soll den jungen Mann da der Mutter zuführen ...“

wohlverstanden, in der Kadettenuniform möchte sie ihn sehen.“

Wer wollte da der Worte Armut hinnehmen für die Gefühle, die einer Woge gleich die junge Seele überschwemmten! Während er den Sturm zu beherrschen suchte, damit es ihm nicht allzu heftig in die Augen fahre — was sich ja nicht schickte für einen Kadetten — holte er die Uniform schleunig herbei. Etwas beschwerlich ging es zwar zu beim Ankleiden, nicht so behend wie ehemals; die Beinmuskeln wollten plötzlich nicht mehr spannen; die Arme hingen so kraftverlassen herunter — eine wunderliche Schwäche — ob er gleich alle Energie aufsetzte.

Endlich stand er bereit in vollständiger Ausrüstung, das Käppi fest in die Stirn gedrückt. Seine Hüterin hielt ihm dem Spiegel hin, darin er lächelnd sah, wie sein Gesicht bleich aus dem Blau der Uniform hervorglückte. Der lustige Assistent jedoch nahm eine stramme Haltung an und salutierte: „Zu Befehl Herr Korporal!“ Und die paar hinzugekommenen Frauen schlugen in die Hände vor Entzücken über das heitere Bild.

„So komm denn, du wackerer Soldat!“ sagte der Arzt.

Das pochte unter dem Waffenrock, just als ginge es in die Schlacht.

„Nur mutig, Oskar, nur nicht weinen, damit die Mutter sich freuen kann. Nimm dich zusammen“, mahnte seine Pflegerin liebevoll.

„Aber stramm, poß Donner!“ ermunterte der Doktor. Das tat Oskar wohl. Nach bestem Vermögen hielt er an sich, und beinahe stolz war er, daß er an der Seite eines richtigen Doktors durch die Stadt marschieren durfte. Doch als sie, im Spital angekommen, unter der Tür des Frauensaals standen und ein schwacher Freudenschrei ihm die Richtung wies, wo seine Mutter lag, war es aus mit aller Selbstbeherrschung. Er flog auf sie zu und wußte nichts mehr von Schwäche, Schen und Verlassenheit. Dagegen schämte er sich auch seiner Tränen nicht und lächelte

nur still in sich hinein, als nach Überwindung der Krisis im Geist das finstere Gesicht des Herrn Obersten vor ihm auftauchte und dessen Parole: „n Kadett, der heult, ist eine Memme in meinen Augen, verstanden!“

Der junge Held hatte wohl bemerkt, wie selbst sein großer Freund, der Assistent, eine Träne vergeblich zurückhielt, und wo es doch in aller Augen blinkte, hätte er allein nicht weinen sollen? War es ihm dabei doch wieder ganz heiter und friedlich zumute. O, er wußte sehr wohl, daß die Mutter in all der Zeit dem Tod ins Aug geblickt hatte!

„Für's erste nur keine Überanstrengung. Morgen sehen wir uns wieder“, mahnte schließlich der besorgte Arzt. Noch eine innige Umarmung, und ohne mit einer Wimper zu zucken, marschierte Oskar neben dem Doktor zur Türe hinaus.

Als sich dann Herr Rhyner, der alte Lehrer, einmal mit einer vermeintlich kritischen Mission zu seinem ehemaligen Zögling begab, hatte er unverhofft eine leichte Aufgabe. Willig entsagte Oskar der Realschule, sowie der ganzen Kadettenherrlichkeit. Und sonderbar: der blaue teure Land, der einer allzu guten Mutter beinahe das Leben kostete, wurde vertauscht an weiße Fäden, Mützen und Schürzen.

Wieder stand Oskar Imhof eines Morgens — diesmal im reinsten Weiß — vor dem Spiegel und lachte ganz unbändig über den komischen Kerl, der sich ihm da vorstellte. Erst Kadett, dann Küchenjunge!

Es war gerade am Tage des großen Ausmarsches; das Bataillon zog im hellen Sonnenschein mit Gesang und klingendem Spiel dem Bahnhof zu gefolgt von begeistertesten Knaben und Mädchen, als Oskar Imhof in die Lehre trat. Ohne sich zu verbergen, sah er der stolzen Jungmannschaft nach, zuerst wohl noch wehmütig ergriffen, bald aber kühl wie einer, der über den Dingen steht. Dann schüttelte er etwas ab — den letzten Rest von Eitelkeit — und fühlte zugleich, daß er nun seinem gestrengen Schicksal gewachsen war.

Etwas von den Rheintaler Rebgebirgen und dem Kampf darum.

Von S. Schlatter.

Wenn in den hochgelegenen Gegenden unseres östlichen Zipfels der Schweiz der langersehnte Frühling endlich seinen Einzug hält, auf den sonnhaften Abhängen die ersten Gräslein sprießen, sind die Schattenhänge noch lange winterbraun und liegen am Waldrand und in den Töbelchen die verhärteten Reste der Schneewächten. Dann schaut der Appenzeller, der am Kurzenberg, auf St. Anton oder dem Saurücken zum erstenmal sein Viehlein hinaustreibt auf die noch spärliche Weide wohl etwa mit fast neidischen Blicken hinunter ins Tal zu seinen Füßen, wo die Wiesen schon im üppigen Grün prangen und die Kirschbäume bereits das Blütenkleid angezogen haben. Der St. Galler Stadtbewohner aber zieht in Scharen aus seinem kalten Hochtal hinunter und erlabt sein schneemüdes Auge etwa vom steinernen

Tisch aus an der Frühlingspracht, die im glücklichen Winkel von Rheineck und Tal schon in voller Herrlichkeit prangt. So ist es heute und so war es vor einem halben Jahrtausend und schon lange vorher. Wenn auch die weite Fläche des Rheintales in früheren Zeiten durch die wilden Wasser des Rheins und aller seiner Nebenflüsse und Bäche versumpft, vielfach überschwemmt und versandet war, und jahrhundertlang zähe Arbeit der Bewohner brauchte, um soweit bewohnbar und ertragsfähig zu werden, als sie es jetzt ist, so waren die sonnigen, sanft geneigten Abhänge am Fuße der Appenzellerhöhen um so verlockender. Kein Wunder, daß sich dort eine Reihe schöner Dörfer ansiedelte, zu einer Zeit, da das Appenzellerland noch eine finstere, unbewohnte Waldwildnis war. Der alten Straße nach, die von